

Denise Deegan • Wer braucht schon Liebe?

cbt

© privat



DIE AUTORIN

Denise Deegan ist eine erfolgreiche irische Schriftstellerin, die bereits mehrere Romane für Erwachsene veröffentlicht hat. Sie arbeitet außerdem als freie Journalistin. *Wer braucht schon Liebe?* ist ihr erstes Jugendbuch. Die Autorin lebt mit ihrem Mann und zwei Kindern im Teenageralter in Dublin.

Denise Deegan

Wer braucht schon Liebe?

Aus dem amerikanischen Englisch
von Silvia Schröer

cbt



Verlagsgruppe Random House FSC® Noo1967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *München Super Extra*
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe Mai 2013

Gesetzt nach den Regeln der Rechtschreibreform

© 2013 für die deutschsprachige Ausgabe cbj Verlag,

München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

© 2011 des Originaltextes by Denise Deegan

Die Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel

»And by the Way ...«

bei Hachette Books Ireland, Chatham, in der

Verlagsgruppe Hachette.

Aus dem amerikanischen Englisch von Silvia Schröer

Umschlaggestaltung: Dipl.-Des. Kathrin Schüler, unter

Verwendung eines Fotos von Getty Images/Oliver Rossi/

The Image Bank

KK · Herstellung: kw

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-570-30792-2

Printed in Germany

*In Erinnerung an Rosemary
(und aufblasbare Kleeblätter)*

I DER ROCKSTAR

Okay. Es ist also 15 Uhr 40. Alle haben nur eins im Kopf: nach Hause gehen. In zehn Minuten. Nein, in neun. Vor der Klasse steht Ms Kelly (stellt euch einen Spatzen vor), wippt auf den Fußballen und wartet darauf, dass jemand die Frage beantwortet, die sie gerade gestellt hat.

»Was ist ein Freund? Oder eine Freundin?«

Wir sind sechzehn. Man sollte meinen, dass wir inzwischen wissen, was ein Freund ist oder eine Freundin. Niemand wird eine so lahme Frage beantworten. Ich lasse den Blick über die Klasse schweifen. Müde und gelangweilt beschreibt alle hier ziemlich gut. Mich eingeschlossen. Aber dann eine Stimme. Es ist Sarah, eine meiner Freundinnen, die so was von gar nichts am Hut hat mit diesem gefühlsduseligen Zeug.

»Eine Freundin«, sagt sie und sieht Rachel neben sich bedeutungsvoll an, »ist jemand, der SMS beantwortet.«

Oh, aha.

»Ja, Sarah. Sehr gut«, sagt die Fußballenwippe fröhlich, ohne dass sie die Anspielung versteht. »Jemand, der Textnachrichten beantwortet.« Sie sieht sich um. »Sonst noch jemand?«

Mark Delaney hebt die Hand. Es kommt Leben in die Klasse.

Delaney tut so, als würde er am Aufmerksamkeitsdefizit-Syndrom leiden, also muss er nicht mitarbeiten. Dass er tatsächlich aufgepasst hat, ist total neu.

»Eine Freundin«, sagt er, »rastet nicht aus, wenn man sie darauf hinweist, dass ihre künstliche Bräune nicht gleichmäßig verteilt ist.« Das gilt Orla Tempany.

Die sofort zurückgiftet. »Ein Freund würde so etwas nicht vor der ganzen Klasse sagen.«

Und plötzlich ist es egal, dass die Freiheit in ein paar Minuten auf uns wartet.

»Ein Freund zahlt zurück, was er sich leiht«, sagt Peter Sweetnam zu Simon Kelleher.

»Ein Freund lässt einen nicht allein auf der Tanzfläche stehen.« (Amy Gilmore)

»Okay, okay«, sagt die Fußballenwippe und hebt beschwichtigend die Hände. »Ein paar sehr gute Beispiele für gegenseitigen Respekt, und Respekt ist ein wichtiger Teil von Freundschaft.« Sanft legt sie die Handflächen aneinander, wie eine Nonne. »Aber ich meine etwas anderes, einen anderen wesentlichen Teil von Freundschaft.«

Sie ist wie Buzz Lightyear, der dachte, er sei ein Superheld, dabei war er nur ein Spielzeug. Sie denkt, sie versteht uns. Da liegt sie total falsch. Wenn sie sich nicht eingemischt hätte, dann hätten wir zur Abwechslung vielleicht mal eine anständige Diskussion am Laufen gehabt. Ich schaue auf die Uhr. Noch vier Minuten. Wenn alle den Mund halten, lässt sie uns vielleicht einfach gehen.

»Ein Freund ist jemand, der zuhört«, sagt David McFadden auf seine übliche lässige Art. Ich werfe ihm einen Blick zu, als wäre er ein totaler Loser, denn wenn es jemanden gibt, der mir

auf die Nerven geht, dann ist es David McFadden. Er lächelt bloß und schlägt seine Bücher zu. Und da kapiere ich es: Er hat die Frage nur beantwortet, um die Stunde zu beenden.

Es hat geklappt.

»Also gut, Leute.« (Ich wünschte, sie würde uns nicht so nennen.) »Vergesst nicht. Morgen fängt der Segelkurs an. Nicht dass ihr morgen um neun hier auftaucht. Er findet unten am Jachtclub statt.«

Das Klassenzimmer beginnt sich zu leeren. Rachel und Sarah kommen wie immer an meinen Tisch. Sie schweben mehr, als dass sie gehen, fließende Bewegungen, perfekte Körperhaltung. Reif für den Catwalk. Rachel ist eine Mischung aus Pocahontas (die Haare) und Anne Hathaway (das Gesicht). Sarah ist mehr Paris Hilton (aber gut aussehend).

»Ich habe deine SMS nicht bekommen«, sagt Rachel gerade.
»Das hab ich dir schon gesagt.«

»Bei mir stand *Gesendet*.«

»Kann sein, aber ich habe sie nicht gekriegt.«

»Los, gehen wir«, sage ich und setze mich in Bewegung.

Immer noch streitend, folgen sie mir.

»Es geht mir nur ums Prinzip.« (Sarah)

»Okay, aber das war unnötig. Ich beantworte fast alle deine SMS.«

»Fast alle. Aber nicht alle.«

»Ein paar, liebe Sarah, verlangen keine Antwort«, sagt Rachel.

Gut 70 Prozent meiner Meinung nach. Es wundert mich, dass Sarah kein RSI-Syndrom hat. Fairerweise muss man sagen, dass eigentlich ich unter Beschuss stehen müsste. Ich antworte nur auf direkte Fragen von Sarah – was so 30 Prozent ihrer SMS sein dürften. Rachel ist viel höflicher. Sie macht

sich richtig Arbeit. Obwohl sie in letzter Zeit ein bisschen nachgelassen hat. Deswegen reagiert Sarah wahrscheinlich so empfindlich. Sie fürchtet, dass sie bald keinen mehr hat zum Simsen.

»Ist doch egal«, sage ich und schiebe die Tasche auf meiner Schulter zurecht, »wenigstens sind wir raus hier.« Kaum zu glauben, wie wir uns auf das Übergangsjahr gefreut haben. Theoretisch klang es toll – ein ganzes Jahr, um uns auf das Leben nach der Schule vorzubereiten, anders gesagt, das totale Lotterleben. Statt mit richtiger Schularbeit verbringen wir die meiste Zeit mit Projekten, gemeinnütziger Arbeit, Abenteuerwochenenden, Reisen ins Ausland, Praktika. Oder zumindest hätte es so sein sollen. Zwei Wochen sind um und wir haben noch nichts weiter erlebt als eine Überdosis Gefühlsduselei.

Wir gehen zum Schultor hinaus und den Hügel hinunter. Es ist eigentlich noch nicht kalt genug für eine Jacke, aber ich wickle meine eng um mich. In den letzten sechs Monaten ist mir nie warm gewesen – egal, wie das Wetter war.

»Wollt ihr mit zu mir kommen?«, fragt Rachel.

»Ich kann nicht«, sage ich. »Der Rockstar ist wieder da.«

»Ach ja?« Sarah horcht auf.

»Wie ist es mit den Aufnahmen gelaufen?« Rachel versteht sich gut mit ihren Eltern. Wenn ihr Dad weg gewesen wäre, um ein Album aufzunehmen, dann würde sie es uns brühwarm erzählen.

»Gut«, sage ich, um weiteren Fragen aus dem Weg zu gehen, aber tatsächlich habe ich keine Ahnung. Bei den seltenen Gelegenheiten, bei denen er anruft, beantworte ich seine Fragen. Das ist alles. Ich weiß nicht, warum ich mich darauf freue, ihn zu sehen. Ich weiß, dass ich enttäuscht sein werde. »Gehen wir

zum Jitter Mug«, sage ich und beschließe, dass ich noch nicht so weit bin, nach Hause zu gehen.

»Klasse«, sagt Sarah, die nie nach Hause will.

Das Jitter Mug ist ein tolles Café in Blackrock. Es ist groß und luftig mit hoher Decke und bequemen Sesseln, in denen man versinken kann. Wenn die Schule aus ist, gehört der Laden uns. Neunzig Prozent der Gäste tragen unsere Uniform. Wir bestellen das Übliche: drei Tropicana-Smoothies. Wir setzen uns an unseren üblichen Platz, mitten im Geschehen, damit Sarah ja nichts verpasst vom Klatsch und Tratsch.

»Ist David McFadden nicht total caliente?«, sagt sie gerade und reißt bei »caliente« die Augen weit auf.

Caliente ist unser Code für *sexy*. Wir benutzen ihn seit dem Tag, als wir uns zum ersten Mal getroffen haben, dem Tag, als wir Freundinnen wurden. Das war Tag Eins am Strandbrook College. Wir saßen zufällig zusammen. Unsere erste Stunde war Spanisch. Und herein kam ein unglaublich gut aussehender Lehrer. Sarah hat irgendetwas gekritzelt. Dann gab sie einen Zettel weiter: »Señor Martin ist TOTAL caliente.«

Señor Martin war vielleicht caliente, aber er war nicht sehr erfreut. Als er auf Rachel zuing und die Hand nach dem Zettel ausstreckte, riss Sarah ihn ihr aus der Hand und aß ihn auf. Wir waren so geschockt, dass wir lachen mussten. Und beim Nachsitzen landeten. Hier ein Rat für Lehrer: Wenn ihr nicht wollt, dass drei Schülerinnen Freundinnen werden, lasst sie nicht am ersten Tag miteinander nachsitzen.

Sarah hebt den Deckel von ihrem Smoothie, um einen prüfenden Blick hineinzuworfen, und greift dann das Thema David McFadden wieder auf: »Er surft, wisst ihr.«

»Nicht wirklich überraschend«, sagt Rachel, »wenn man bedenkt, dass er aus Kalifornien kommt.«

»Ich könnte ihn den ganzen Tag anschauen«, sagt Sarah träumerisch. »Er erinnert mich an eine von diesen Skulpturen, die man in Rom kriegt. Mein Gott, ich bin so froh, dass er das Jahr wiederholen muss.«

»Ich bin mir sicher, dass er das anders sieht«, sage ich. Seine Mum ist gestorben und er ist letztes Jahr durch die Abschlussprüfung gerasselt.

»Mark ist auch ziemlich caliente«, sagt Sarah. »Ich finde, wenn zwei caliente Jungs zusammen abhängen, dann macht sie das extra caliente.«

Mark Delaney ist zur selben Zeit in unsere Klasse gekommen wie David McFadden, nämlich als seine Mum, eine Diplomatin, von einem Job in Südafrika zurückkam. Und obwohl sie total unterschiedlich sind, verstehen sie sich gut.

»David ist süß«, sagt Rachel. »Aber Mark. Diese Sache mit dem ADS. Das muss man sich mal vorstellen, seine Eltern so reinzulegen. Die haben wahrscheinlich Geld ausgegeben, um die Diagnose zu bekommen. Und er gibt damit an, dass er alle Symptome im Internet nachgelesen hat, damit er es auch richtig macht. Das ist einfach link.« Sie schüttelt den Kopf, als wäre es es nicht wert, dass man über ihn redet.

»Also«, sagt Sarah und beugt sich vor, »wollt ihr wissen, warum ich von David McFadden angefangen habe?« Sarah ist eine wandelnde Klatschspalte.

Wir warten. Gleich kommt's.

»Ich bin mir ziemlich sicher, dass er ein Auge auf dich geworfen hat, Alex.« Sie lehnt sich zurück, nachdem sie die Neuigkeit verkündet hat.

»Ich bin mir ziemlich sicher, dass mir das egal ist.« Ich wollte sie nicht so anfahren, aber ... Es ist so, dass ich David McFadden gleich mochte, als er zu uns in die Klasse kam. Nicht nur, weil er caliente war. Er war anders. Nicht weil er Amerikaner war. Amerikaner zu sein ist in unserer Schule nicht exotisch. Er war – ich weiß auch nicht. Sagen wir mal so: Auch wenn ich nicht gewusst hätte, dass seine Mutter gestorben ist, hätte ich mir gedacht, dass er einiges durchgemacht hat. Er ist ein Jahr älter als wir, aber er wirkte viel älter, so als wüsste er Bescheid über das Leben und ließe sich von irgendwelchen Nebensächlichkeiten nicht aus der Ruhe bringen. Und trotzdem hängt er mit einem totalen Spinner rum. Was ihn menschlich macht. Liebenswert. Aber dann, vor sechs Monaten, ist alles anders geworden. Ich habe meine Mum verloren, weil sie Krebs hatte. Alle machten einen Riesenaufstand um mich. Setzten ein trauriges Gesicht auf, sobald sie mich sahen. Ich fand es furchtbar, so im Rampenlicht zu stehen, weil ich meine Mutter verloren habe. Ich wollte das nicht. Ich wollte gar nichts. Ich wollte bloß meine Mum wiederhaben. Manchmal habe ich McFadden angesehen und gedacht: *Du weißt Bescheid*. Denn nur jemand, der einen Menschen verloren hat, den er liebt, kennt die Leere, dieses Gefühl, als wenn dir die Eingeweide herausgerissen würden und in deinem Inneren nichts mehr wäre. Manchmal habe ich ihn angesehen und mich gefragt, ob er je die Arme um sich geschlungen und sich vorgebeugt hat, um dieses Nichts herauszuquetschen. Ich habe ihn angesehen. Und er hat wegge-
sehen. David McFadden ist mir aus dem Weg gegangen. Kom-
plett. So was vergisst man nicht. Dann, vor zwei Wochen, kam er nach den Sommerferien wieder in die Schule und hat gelächelt. Lacht und scherzt mit Mark, als wäre das Leben ein ein-

ziger großer Witz. Als wäre es nichts, wenn man seine Mutter verliert. Und darum ist David McFadden mir egal. Ich glaube, es gibt niemanden, der mich noch weniger interessiert. Abgesehen vom Rockstar.

Wir trinken unsere Smoothies aus. Zumindest die anderen trinken aus. Ich habe seit sechs Monaten nichts mehr geschmeckt. Deswegen fehlt mir irgendwie die Motivation, am Strohhalm zu saugen. Irgendetwas in mir fragt sich, wann ich wieder normal sein werde. Ein anderer Teil von mir will es nie mehr sein. Denn das würde bedeuten, dass ich es hinter mir lasse. Dass ich Mum hinter mir lasse. Den Menschen, der mir am nächsten stand auf der ganzen Welt.

Es ist mir recht, dass ich den weitesten Weg mit der DART habe, Dublins S-Bahn-ähnlichem Nahverkehrszug, der an der Küste entlangfährt. So bin ich allein, wenn ich an der Haltestelle in Dalkey aussteige. Und das ist gut so. Denn ich werde erwartet – von einem Fahrer. Wenn es nach dem Rockstar gegangen wäre, dann würde ich direkt von der Schule abgeholt werden. Nach Mums Tod wollte er das unbedingt. Ich hatte meine ganze Überzeugungskraft aufwenden müssen. Und ich werde sie wieder aufwenden, sobald ich siebzehn bin, dem gesetzlichen Mindestalter für den Führerschein. Meine Argumente habe ich schon vorbereitet: (1) ein Auto bedeutet Unabhängigkeit, ein wichtiger Bestandteil von Reife; (2) wenn ich fahre, kann ich nicht trinken; (3) selber fahren ist viel sicherer, als sich von Freunden mitnehmen zu lassen, vor allem von Jungs, die, wie jeder weiß, über die Straßen brettern wie die Irren.

Wovon ich ihn nicht werde überzeugen müssen, ist, dass ich dann ein Auto bekomme wie alle anderen auch. In Strandbrook

sind wir nämlich Kinder *von*. Kinder von Diplomaten, Medienstars, Musikern, Künstlern, Schauspielern, und ach ja, von reichen Leuten, die das alles sein wollen. Ich könnte über unsere Schule herziehen, aber wenigstens sticht niemand wegen seiner Eltern heraus. Wir wissen, wer sie sind, aber es kümmert uns nicht weiter.

Ich klettere in den Vierradantrieb mit den getönten Scheiben.

»Hey«, sage ich zu Mike, unserem Fahrer, der gleichzeitig der Sicherheitsbeauftragte vom Rockstar ist. Mike ist nicht übel. Er zwingt mir keine Unterhaltung auf, wie, sagen wir, ein Taxifahrer das vielleicht tun würde. Er ist freundlich, wenn ich einsteige. Und wenn ich aussteige. Er fährt einfach.

Ich hole mein iPhone heraus, sehe mir eine Folge von *Friends* an, die ich heruntergeladen habe, und tue so, als würde ich ein normales Leben führen.

Vor dem Tor zu unserem Haus hat sich eine Gruppe von Fans versammelt. Mike lässt einen prüfenden Blick über die Leute schweifen. Für mich sehen sie harmlos aus. Ich tippe auf Italiener, wegen ihren coolen Klamotten und wegen der Art, wie sie dastehen, als wäre das Warten das Beste an der ganzen Aktion. Wenn ich nicht gewusst hätte, dass mein Vater zu Hause ist, dann wüsste ich es jetzt. Seine Fans sind wie ein Ortungsgerät. Wenn er weg ist, sind sie auch weg. Sobald er wieder da ist, haben wir Gesellschaft.

Wir fahren vorbei, verborgen hinter den getönten Scheiben. Hinter uns schließt sich das Tor sofort wieder.

Mike setzt mich vor der Tür ab und fährt dann zurück, um das Auto zu parken. Keine Spur von Homer, meinem Golden Retriever (der eher blass ist und nicht golden und der, anders

als es im zweiten Teil seines Namens heißt, auch nicht appor-
tiert). Stattdessen stolziert Marsha, die Stylistin meines Vaters,
in einer engen schwarzen Lederhose durch die Eingangshalle,
verschwindet im Arbeitszimmer und spricht dabei mit ihrem
lauten ordinären New Yorker Akzent. Ihre Absätze hinterlassen
Pockennarben auf dem Parkett, das meine Mutter ausgesucht
hat, weil es umweltfreundlich ist. Ich höre, wie der Rockstar im
Arbeitszimmer etwas sagt. Sein Manager Ed lacht. In der Küche
unterhalten sich Leute über die Musik hinweg. Der Rockstar ist
wieder da. Und mit ihm seine Entourage – was mich daran er-
innert, wie viel einsamer ich mich fühle, wenn er zu Hause ist.
Ein Wiedersehen vor Livepublikum ist nicht mein Ding, also
ziehe ich mich in mein Zimmer zurück.

Homer liegt auf meinem Bett und versteckt sich auch. Er
spitzt die Ohren und springt dann auf mich zu. Ich lasse mei-
ne Tasche fallen und gehe in die Hocke. Er wirft mich fast um.
Ich schlinge die Arme um ihn, lege meinen Kopf an seinen. Er
dreht ihn schnell und leckt mir übers Gesicht.

»Du hast also die Stylistin getroffen.«

Er jault. Und ich muss lachen.

Ich liege auf dem Bett, hole mein Handy heraus und simse
an Sarah. Ich passe auf, dass ich das Schmetterlings-Emoticon
}} am Ende meiner Nachricht nicht vergesse. Wir drei benut-
zen es seit unserem ersten Jahr. Es ist so was wie ein Symbol für
unsere Freundschaft. Manchmal vergesse ich es und Sarah wird
richtig böse. Ich drücke auf »Senden«. Mir ist klar, dass meine
SMS an Sarah eine Lawine von Nachrichten über absolut nichts
auslösen wird. Manchmal ist genau der richtige Zeitpunkt für
nichts, zum Beispiel wenn dein Zuhause sich in einen Zirkus
verwandelt und dein Vater der Zirkusdirektor ist. Sarah wird

nicht checken, dass ich lieber simse, als mich in Wiedersehensfreude zu ergehen. Deswegen simse ich nicht an Rachel, die so einen Durchblick hat, dass es schon fast beängstigend ist.

Bei Rachel muss ich auf Abstand gehen. Als Mum starb, bin ich total zusammengebrochen, direkt in Rachels Armen. Sie hat zugehört. Sie hat mich festgehalten. Sie war einfach da. Anders als der Rockstar, der sich aus dem Staub gemacht hat, kaum dass Mum krank wurde. Er hat immer etwas anderes zu tun gefunden, statt für sie oder mich da zu sein. Ich habe ihn gehasst deswegen. Und ich hasse ihn immer noch. Aber Rachel. Rachel war da. Dann, als sie mich einmal hielt, fing mein Herz an zu hämmern, weil ich begriff, dass ich es nicht noch einmal durchstehen könnte, jemanden zu verlieren, den ich liebe. Daraufhin zog ich mich zurück von Rachel. Und dabei ist es geblieben.

Mich nicht auf Sarah einzulassen ist leichter. Arme Sarah. Als Mum starb, wusste sie nicht, was sie sagen sollte. Und wenn sie doch redete, trat sie meistens ins Fettnäpfchen. Sie konnte es nicht wissen, aber für mich war es meistens eine Erleichterung. Das Schlimmste, was man tun kann bei jemandem, der innerlich stirbt, ist, vorsichtig zu sein. Sag irgendwas Blödes, irgendwas total Unpassendes, dann bringst du ihn vielleicht zum Lachen. Innerlich. Für 0,5 Sekunden.

Also nein. Ich will keine Nähe. Mit niemandem. Nie. Nirgends.

Einmal hatte ich eine Psychologin, die der Ansicht war, dass ich Bindungsangst hätte. Aber ich habe keine Angst vor Bindung. Ich will einfach keine Bindung. Die Psychologin – mein Gott. Ich musste zu ihr gehen, nachdem Mum gestorben war. Eine Idee des Rockstars. Sie hieß Betsy. Betsy! Also ehrlich. Als ich das erste Mal hingegangen bin, hat sie sich selbst als Psycho-

analytikerin vorgestellt. Wenn ich (überhaupt) irgendetwas gesagt hätte, dann dass ich (a) nicht verrückt bin und (b) keine Analyse brauche. Aber ich wusste, sie würde auch das analysieren. Und ich hatte sowieso beschlossen, nicht zu kooperieren. Ich ging nur hin, weil der Rockstar es so wollte. Als wir unterwegs zu ihr waren, wurde mir klar, warum – damit er nicht selbst mit mir reden musste.

Ich saß auf einer Couch. Sie saß mir gegenüber. In einem Zimmer im vorderen Teil ihres Hauses. Es war gelb. Auf dem Tisch zwischen uns lagen Taschentücher. Als würde sie erwarten, dass ich weine. Also lachte ich. Sie sah mich lange an. Also sah ich auf den Boden. Unter dem Tisch lagen Krümel. Die zählte ich. Ich bin fünf Mal zu der Psychologin gegangen (genug, dass der Rockstar dachte, ich hätte es versucht) und immer waren da die Krümel. Ich saß da und zählte sie. Jedes Mal. Ich versuchte, mir vorzustellen, von wem die waren. Von einem fünfzehnjährigen Sohn, der Kekse mag. Schokoladenkekse. Wahrscheinlich war er da nicht der Einzige. Hinter den Doppeltüren rechts malte ich mir ein Esszimmer voller Gäste aus – Leute wie Betsy, in mittlerem Alter und überaus intelligent. Sie würden über Kunst reden und über unbekannte osteuropäische Schriftsteller. Ich fragte mich, ob sie je über Leute wie mich redete – über ihre Patienten, Klienten oder wie sie uns nennt. Ich kam zu dem Schluss, dass sie nicht viel über mich sagen könnte, wenn man bedenkt, dass ich nie ein Wort über mich verloren habe. Aber wegen ihren anderen Patienten war ich wütend, wegen denjenigen, die kooperierten. Ich wollte ihr sagen, dass es unprofessionell ist, ein und dasselbe Zimmer für Berufliches und Privates zu nutzen. Ich wollte ihr sagen, dass sie ihren Vorgarten aufräumen, ihren Türklopfer polieren und

sich einen ordentlichen Haarschnitt machen lassen soll. Aber ich habe nie etwas von alledem gesagt. Ich habe überhaupt nie etwas gesagt. Erst als ich nicht mehr hingehen musste, stellte ich fest, dass es mir tatsächlich geholfen hatte. Während der ganzen Stunde, die ich dort gewesen war, war ich so beschäftigt gewesen, mich von Betsy abzulenken, dass ich ganz vergessen hatte, traurig zu sein wegen meiner Mum.

Sarah simst nicht zurück. Wahrscheinlich hat sie kein Guthaben mehr. Oder sie steht unter der Dusche. Ich hole meinen Laptop heraus und schreibe sie im MSN-Chat an. Von unten wieder Gelächter. Ich stelle mein iPhone auf Lautsprecher. Ganz laut. Und ich rufe auf meinem Laptop die Spiele auf. Solitär ist mir zu traurig. Schach ist ein Kampfspiel. Und ich habe Lust auf einen Kampf. Ich stelle den Computer weg und hole mein eigenes, total abgegriffenes Schachbrett unter dem Bett hervor. Als ich noch klein war und wir mit ihm auf Tour gegangen sind, hat der Rockstar oft mit mir gespielt, um die Zeit totzuschlagen. Er hat mir immer Weiß überlassen, damit ich den ersten Zug machen konnte, aber ansonsten hat er es mir nie leicht gemacht. Seine Lieblingsfiguren waren die Springer, weil es schwierig ist, sie kommen zu sehen. Damals habe ich zu ihm aufgeschaut. Er konnte die Menschen dazu bringen, dass sie sangen, tanzten, schrien, klatschten, weinten, dass sie Sachen anzündeten und sie in den Himmel hielten. Aber danach schaltete er den Rockstar immer aus und war wieder Dad, der Mensch mit den warmen Augen und den Umarmungen, der Mensch, der mich liebte. Als wir aufhörten, mit ihm auf Tour zu gehen, hörte auch das Schachspielen auf. Und als Mum starb, hörte er auf, mein Dad zu sein. Er gab einfach auf. Er ist immer noch der Rockstar. Aber das bedeutet mir nichts.

Ich stelle die Figuren auf. Ich überlasse ihm Weiß und stelle einen seiner Springer aufs Schlachtfeld. Dann drehe ich das Brett herum und mache meinen Zug, spiele mein Spiel. So geht es hin und her, ich plane Angriff und Gegenangriff. Ich töte. Gerade habe ich ihm einen Turm genommen, da klopf jemand an die Tür. Ich werfe die Decke über das Brett und greife nach meinem Handy. Ich lasse mich nach hinten aufs Bett fallen und tue so, als würde ich simsens. Die Tür geht auf. Ich zähle bis drei, dann schaue ich hoch. Ich setze meine perfekt einstudierte gelangweilte Miene auf, und trotzdem hoffe ich, dass alles wieder normal wäre. Dass er wieder mein Dad wäre. Nicht der Rockstar.

Aber seine Augen sind ausdruckslos, nichts mehr darin von dem Dad, den ich mal kannte. Plötzlich nervt mich alles an ihm. Muss er wirklich rumlaufen wie ein Penner? Seine Haare sind lang und fettig, als wenn er sie seit Monaten nicht mehr gewaschen hätte. Seine Kleider sind dunkel und schmutzig. Eine riesige Sonnenbrille sitzt oben auf seinem Kopf wie ein Markenzeichen. Seine Schuhe. Oh mein Gott – er trägt Keilabsätze!

»Hey«, sagt er, als wär er cool oder so was.

Mein »Hey« klingt gleichgültig. Und ich stehe nicht auf. Homer auch nicht. Mein Kumpel.

»Warum hast du mir nicht gesagt, dass du da bist?«, fragt er, als würde es ihn interessieren.

»Du warst beschäftigt.« Wie immer.

»Das waren nur Marsha und Ed.«

Es ist immer irgendwer, denke ich, aber ich sage: »Wie geht's der Stylistin denn?«

»Marsha geht's gut.«

»Nur ihrem Geschmack nicht.« Ich mustere ihn langsam.
Sieht er das nicht?

Er lacht, als hätte ich einen Witz gemacht.

»Und übrigens ... ein Mann sollte sich nicht die Haare färben.«

Er hört auf zu lachen. Eine Hand fährt automatisch zu seinen Haaren.

»Du siehst bescheuert aus.«

»Echt bescheuert?« Er tut so, als wäre er beeindruckt.

»Und deine Schuhe erst! Du hast doch nicht Polio oder so was, oder?«

Sein Lächeln ist gezwungen. »Niemand sonst beschwert sich.«

»Nur hinter deinem Rücken.«

Er schließt die Augen und kneift sich in den Nasenrücken. Als er mich wieder ansieht, sagt er: »Ich hab noch zu tun.«

»Natürlich.« Und als ich seinem Rücken hinterhersehe, würde ich am liebsten schreien, dass ich nicht doof bin: Ich weiß genau, wenn jemand nur vorbeikommt und »Hi« sagt, weil er sollte, und nicht, weil er will.

2

LEE HO

In unserem Haus geht es zu wie bei der UNO. Nur der Gärtner ist tatsächlich Ire, aber abgesehen von ihm haben wir Vertreter aus der ganzen Welt. Die Köchin ist Französin. Die Putzfrau kommt aus Moldawien. Der Hausmeister aus Polen. Der Personal Trainer vom Rockstar ist Ukrainer. Mike ist ein waschechter Londoner. Diese Leute waren nicht schon immer bei uns. Es war nicht immer so, dass wir zu nichts zu gebrauchen waren. Der Rockstar hat die meisten von ihnen eingestellt, nachdem Mum gestorben war. Er kapiert nicht, dass er sie nicht ersetzen kann, auch wenn er eine ganze Armee anheuert. Denn keiner von ihnen ist wie sie.

Wenn es irgendetwas gibt, was mein derzeitiges Leben ganz gut zusammenfasst, dann ist es das Frühstück. Stellt euch eine Köchin vor, die einem Cornflakes in die Schale kippt. Ich sehe Barbara an – die Köchin – und weiß, dass sie sich freuen würde, wenn ich Räucherfisch, Räucherlachs, einen Braten oder auch nur ein Croissant essen würde, einfach damit sie etwas zu tun hat. Aber seit sechs Monaten habe ich keinen Appetit mehr. Der Rockstar wird ihr schon nicht kündigen, weil sie nur Cornflakes in eine Schale kippt. Meine Mum hat immer

gesagt, dass das Frühstück die wichtigste Mahlzeit am Tag ist. Sie zwang mich, hochwertige Kohlehydrate (Vollkornbrot) und Proteine (Eier oder Schinken) zu essen. Jeden Tag. Wenn ich sie wiederhaben könnte, würde ich nicht mit ihr streiten. Und ich würde alles aufessen.

Oh, toll. Die Stylistin (ihr müsst sie euch vorstellen wie Cher vor ihren Schönheits-OPs) kommt gerade in die Küche. Und das heißt, sie übernachtet wohl hier, wie die halbe Welt. An ihrer hautengen Jeans fehlt eine Tasche. Das ist Absicht. Alles an ihr ist Absicht. Wenn er mich um Rat gefragt hätte, als er eine Stylistin eingestellt hat, dann hätte ich ihm gesagt, nimm einen Typen: aus Asien, so 'ne richtige Tunte und so wild auf Klamotten, dass er sterben würde, wenn er was anderes arbeiten müsste. Nicht diese ordinäre Person, die nur deswegen in diesem Job Karriere gemacht hat, weil sie ein paar Promis kennt. Als der Rockstar seine Cowboy-Phase hatte, konnte ich nicht hinkucken. Jetzt bringt sie ihn dazu, Schuhe zu tragen, die aussehen, als kämen sie aus dem Sanitätshaus. Die Stylistin steht schon seit einer Ewigkeit auf der Gehaltsliste – zumindest fühlt es sich so an. Einmal hat er mir ihre Dienste für »ein Makeover oder so was Ähnliches« angeboten. Das war ein paar Tage, nachdem ich aufgehört hatte, zur Psychologin zu gehen. Es war also kein Zufall.

»Nein danke«, habe ich zu ihm gesagt, »ich mag gern gut aussehen.«

»Was hast du eigentlich gegen Marsha?«

»Hast du eine Stunde Zeit?«, habe ich gefragt und hinzugefügt: »Sie trägt Patronen am Gürtel, Herrgott noch mal.«

»Die sind nicht echt.«

Ich hatte mir schon so was gedacht, als ich überlegt habe, wie sie wohl durch den Sicherheitscheck am Flughafen kommt.

»Hey!«, sagt sie jetzt, als wäre sie bei strahlend blauem Himmel aufgewacht.

Dabei ist das Einzige, was in Irland blau ist, der Zustand von irgendwelchen Betrunkenen im Pub. Und ich antworte nur deswegen auch mit einem »Hey«, weil man mir gute Manieren eingebläut hat und ich nicht anders kann. Sie setzt sich neben mich an die Kücheninsel und bestellt bei Barbara ein Ei (weich gekocht) und Toast (leicht getoastet). Ich bin kurz davor, ihr zu sagen, dass Barbara nicht ihre Sklavin ist. Und dabei mag ich Barbara noch nicht mal – sie ist arrogant. Ich stehe auf. Bringe meine Schüssel zum Spülbecken.

»Aha. Das trägt ihr also in Irland in der Schule?« Die Stylistin sieht aus, als hätte sie einen Witz gerissen.

Ich schaue auf den Neoprenanzug hinunter, den ich für den Segelkurs gekauft habe. Ich hätte einen von der Segelschule leihen können, aber bei der Vorstellung, mich in einen nassen, versifften Anzug zu zwängen, den schon eine Million andere Leute angehabt haben, musste ich fast kotzen. Deswegen der Neoprenanzug.

»So ungefähr, ja«, sage ich und gehe zur Tür. Warum braucht er überhaupt eine Stylistin? Ich könnte ihm sagen, was er anziehen soll, und würde dabei noch den richtigen Geschmack treffen.

»Schönen Tag noch«, ruft sie mir nach.

Hat sie kein Zuhause? Ach, ja. Das ist in New York.

Ich komme zu spät zum Jachtclub und bin überhaupt nicht in der Stimmung, auf dem Meer auf und ab zu hüpfen wie ein Korken. Ein paar aus meiner Klasse hängen draußen rum. Sie haben Segelklamotten an, die so schmutzlig aussehen, dass es

ihre eigenen sein müssen. In meinen brandneuen Sachen sehe ich voll daneben aus. Aber das macht mir nichts aus.

»Wo sind denn die anderen?«, frage ich David McFadden, der aussieht, als wäre ein Boot sein zweites Zuhause. Sein Neoprenanzug ist ausgebleichen und an den Knien durchgescheuert. Darüber trägt er Badeshorts. Und an den Händen eine Art fingerlose Handschuhe.

»Drinnen. Sie ziehen sich um«, sagt er.

Ich will gerade hinein zu Sarah und Rachel, als unser Sportlehrer (Spitzname: *Mister Seltsam*, weil *seltsam* sein Lieblingswort ist) mich aufhält.

»Da drin wird schon genug Quatsch gemacht. Du bist ja angezogen. Gib mir deine Tasche. Ich bring sie rein.«

Widerstrebend gebe ich sie ihm und er verschwindet damit. Ich werfe einen Blick auf das Meer. Es ist grau und aufgeraut. Ich frage mich, warum ich nicht im Bett geblieben bin. Ich verschränke die Arme. Mir ist jetzt schon kalt.

»Übrigens, du bist bei mir«, sagt McFadden.

Ich drehe mich zu ihm um. »Wie bitte?«

»Wir haben alle einen Partner zugeteilt bekommen.«

»Das ist nicht dein Ernst. Dürfen wir nicht selber wählen?« Mit Rachel oder Sarah müsste ich das Ganze wenigstens nicht ernst nehmen.

»Ich kann es auch kaum erwarten, mit dir zu segeln«, sagt er, aber er lächelt, als wäre es ihm so was von egal. Er sieht ganz anders aus ohne die Schuluniform. Seine blonde Igelfrisur ist vom Wind zerzaust, als wäre er schon draußen auf dem Meer gewesen. Er sieht sogar noch lässiger aus als sonst – falls das überhaupt geht.

Der Rest der Klasse strömt aus dem Klubhaus, einige kämpf-

fen immer noch mit ihrer Rettungsweste. Sie sehen alle aus wie Amateure. Ich überlege es mir anders. Ein bisschen Fachwissen könnte doch ganz praktisch sein. Mit McFadden würde ich mich zurücklehnen können. Chillen. Ihn die Arbeit machen lassen.

Er steigt in ein windelartiges Ding und befestigt es um die Hüfte. Vorn hat es einen Haken.

»Was ist das?«

»Eine Trapezhose.« Er gibt mir eine. »Hier. Du legst besser auch eine an. Du wirst sie brauchen.«

Wir stehen knietief auf einer Slipanlage im Wasser und halten unser Boot fest, das wir übrigens selbst von einem rostigen alten Anhänger mit wackeligen Rädern ins Meer hatten schieben müssen. Ich sehe nach unten, durch das eiskalte Salzwasser auf meine neuen Turnschuhe. Sie haben uns nicht gesagt, dass unsere Füße nass werden würden. Ich werfe einen Blick auf McFadden und sehe, wie er grinst.

»Was ist?«, brülle ich ihn über den Lärm der flatternden Segel hinweg an.

Er schüttelt den Kopf. Nichts anscheinend.

»Okay. Ich klettere einfach rein«, sage ich.

»Ich dachte, du willst, dass ich das Steuern übernehme.«

»Ja, will ich.«

»Dann stößt du uns ab.«

Wie war das noch mit »Frauen und Kinder zuerst?« »Auf gar keinen Fall.«

Er lächelt, als hätte er alle Trümpfe in der Hand. »Außer, du willst das Steuer übernehmen.«

»Nein!«

»Also gut, dann stoß das Boot ab, damit ich steuern kann.«

»Wie soll ich dann reinkommen?«

»Springen.«

»Während das Boot sich bewegt?«

»Yep.«

»Du machst Witze, oder?«

Er lacht. »Falsch.«

Ich bin so blöd. Statt mich zu verdrücken und an Land zu bleiben – was mir erst einfällt, als ich in das verdammte Boot hüpfе –, bringe ich es so heftig ins Schwanken, dass es fast umkippt. Und dass ich aufschreie.

»Ist schon gut. Es wird nicht kentern.« Er zieht das Ding, mit dem man das Boot steuert, zu sich heran. »Noch nicht.«

»Sehr witzig«, sage ich, drehe mich von ihm weg und schaue geradeaus.

Er lässt mir eine Minute Zeit und sagt dann: »Rutsch vor und zieh die Fock heran.«

Ich beachte ihn nicht. Ich weiß sowieso nicht, wovon er redet. Er beugt sich vor und greift nach einem Seil mit einem Knoten am Ende. Er gibt es mir.

»Zieh da dran. Es sei denn, du willst die ganze Zeit dem flatternden Segel zuhören.«

So langsam geht es mir tatsächlich auf die Nerven. Ohne den Meister-Seefahrer eines Blickes zu würdigen, tue ich, was er sagt, und ziehe.

»Wenn du willst, kannst du es bekneifen.«

»In normaler Sprache bitte.« So ein Angebot.

Er beugt sich vor, nimmt mir das Seil aus der Hand und quetscht es zwischen zwei Metalldingern. »Dann musst du es nicht die ganze Zeit halten«, erklärt er. Und einen Moment lang klingt er nicht mehr so wichtigtuerisch.

»Ach ja«, sage ich statt Danke.

Wir segeln hinaus, und gerade als ich denke: *Das ist ja ganz einfach*, sagt er: »Klar zur Wende?«

»Was?«

»Hast du vorhin überhaupt nicht zugehört?«

»Nein.« Ich bin davon ausgegangen, dass ich einen Segler bei mir habe.

»Okay. Wenn ich sage *Lee ho* ...«

»Lee ho«, du lieber Gott.

»Wenn ich sage *Lee ho*, dann lässt du das Seil los, duckst dich unter dem Baum ...«, er klopft auf den Holzbalken unter dem Segel, »durch und holst das Seil auf der anderen Seite ein.«

»Und das soll Spaß machen?«, brummele ich in die hässliche orange Schwimmweste, die ich mir hatte ausleihen müssen. Warum hatte ich bloß nicht daran gedacht, eine zu kaufen ...

Er lacht wieder, und ich bin kurz davor, ihn ins Wasser zu schubsen.

Wir machen eine »Wende«. Ich überlebe. Wir machen noch eine. Und ich tue mehr als überleben. Weil mich seine unglaublich selbstgefällige Art total aufregt, gebe ich ihm nicht die Gelegenheit, mich rumzukommandieren. Ich tue, was ich zu tun habe, bevor er es mir befehlen kann. Schon bald liegen wir weit vor den anderen Booten. Tatsächlich frage ich mich, ob wir nicht ein bisschen zu weit rausfahren. Die Bootswanne beginnt sich auf der uns gegenüberliegenden Seite ins Wasser zu neigen.

»Ausreiten«, sagt er.

»Wie bitte?«

»Hak dich ein.« Er berührt den Metallhaken an meiner Trapezhose. Es fühlt sich ein bisschen intim an, also werfe ich ihm einen wütenden Blick zu, aber er ist so damit beschäftigt,

mich herumzukommandieren, dass es ihm gar nicht auffällt. »Du musst dich an den Rand vom Boot stellen und dich rauslehnen.«

»Du machst Witze.«

Wir neigen uns noch mehr ins Wasser.

»Sehe ich aus, als würde ich Witze machen?«

»Oh mein Gott. Kannst du es nicht gerade halten?«

»Du musst ausreiten.«

»Vergiss es.« Ich sehe nach hinten zu den anderen. »Niemand sonst macht das.«

Das Boot liegt jetzt seitlich im Wasser. »Willst du kentern?«, fragt er, und er sieht aus, als würde er es genießen.

»Das ist alles deine Schuld.«

»Wir kippen um«, warnt er, und Wasser beginnt ins Boot zu laufen.

»Verdammt!« Ich hänge den Haken an einem Drahtseil ein und krieche rückwärts, bis meine Füße an den Bootsrand stoßen. Dort kauere ich, voller Angst, mich weiterzubewegen. Es ist nicht gerade mein souveränster Moment. Von hinten sieht es wahrscheinlich aus, als würde ich den Hintern über Bord hängen, um ihn ins Wasser zu tunken. Nie wieder, denke ich. Aber das Boot stellt sich ein ganzes Stück gerader. Eine ziemliche Überraschung, wenn man bedenkt, dass ich überhaupt keine Ahnung habe.

»Es wäre einfacher, wenn du dich aufrichten würdest«, schreit er.

»Das glaub ich dir aufs Wort.«

»Es macht Spaß. Mach schon. Reite aus.« Das Boot krängt wieder. Da ich nicht wie ein Feigling dastehen und vor allem nicht kentern will, schließe ich die Augen und richte mich auf.

Ich falle nicht ins Meer. Und ich ziehe das Boot nicht mit mir. Es funktioniert tatsächlich. Das Boot gleitet übers Wasser. Es fühlt sich an wie fliegen. Es fühlt sich unglaublich an. Aber natürlich sage ich ihm das nicht.

»Du kannst den Draht loslassen. Du bist eingehakt.«

Warum nicht, denke ich, und lasse los.

»Cool, was?«, fragt er fröhlich.

Ich beachte ihn nicht, aber ich schließe die Augen und tue so, als wäre ich Kate Winslet am Bug der *Titanic*. Ein paar Minuten lang gleiten wir so dahin, bis eine Stimme McFaddens Namen durch einen Lautsprecher ruft. Ich werfe einen Blick hinter uns. Es ist das Rettungsboot.

»Dave! Wo zum Teufel fährst du hin.«

Er winkt lässig. »Wir wenden«, schreit er.

Ich sehe erst den Typen im Schlauchboot an, dann McFadden. »Kennst du den?«

»Äh, ja. Komm lieber rein. Wir machen eine Wende.«

Es ist kaum zu glauben. Nicht nur, dass wir das Boot wieder den Slip hinaufhieven und es an seinen Platz auf dem Trockendock zurücktragen müssen, wir müssen es auch noch auseinandernehmen. Alles geht nach einem bescheuerten System. McFadden ist so was von pingelig. Als würde es einen Unterschied machen, ob wir die Knoten in den Seilen lassen oder nicht. Gerade eben gibt er mir eins, damit ich den Knoten löse, und fragt mich plötzlich ganz sachlich: »Warum bist du so hochnäsiger?«

Ich lache schockiert auf. »Wie bitte?«

»Wie eine Eisprinzessin.«

Ich starre ihn an und lasse das Seil fallen. Das kann er von mir aus selber aufknoten. Ich will schon gehen, als er mein Ge-

sicht in beide Hände nimmt und mich küsst. Sofort weiche ich zurück.

»Verdammt noch mal, was soll das?« Ich sehe mich schnell um. Das riesige flatternde Segel verbirgt uns.

Er lächelt nur und küsst mich noch einmal. Und jetzt – bitte sag mir einer, warum – erwidere ich seinen Kuss. Dann löse ich mich von ihm, als hätte ich eine Kröte geküsst. »Was tust du da?«

»Dasselbe wie du«, sagt er nun mit einem ganz leichten Lächeln.

Und plötzlich ist er nicht mehr einfach nur ein Junge aus meiner Klasse, sondern ein vom Wind gepeitschter, braun gebrannter sexy Typ, der eine Kette aus Perlen um den Hals trägt und ein geflochtenes Lederarmband ums Handgelenk. Mein Gesicht ist nur Zentimeter von seinem entfernt und kommt immer näher. Doch dann halte ich inne. Was tue ich da? Ich sehe ihn an, eiskalt.

»Das war eine einmalige Sache.«

Ich drehe mich schnell um und gehe davon. Meine Knie haben sich noch nie so weich angefühlt.



Denise Deegan

Wer braucht schon Liebe?

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 384 Seiten, 12,5 x 18,3 cm
ISBN: 978-3-570-30792-2

cbt

Erscheinungstermin: Mai 2013

Komm mir nicht mit Liebe!

Die 16-jährige Alex hat es nicht leicht. Seit ihre Mutter gestorben ist, hat ihr Vater nur noch Arbeit im Kopf. Und engagiert massenweise Personal. Wie diese durchgeknallte Stylistin Marsha, die sich einbildet, sie müsste nett zu ihr sein. Als ob das helfen würde. Nein, für Alex ist ihr Vater auch gestorben. Sie vertraut niemandem mehr, sie liebt niemanden mehr und sie verlässt sich auf niemanden mehr. Auch nicht auf David McFadden, und wenn er noch so schöne blaue Augen hat. Denn wer nicht liebt, kann auch nicht verlieren ...